

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Monatenspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 30 Rappen / Ersch.
auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken /
Monatens- / Einzahlungen auf Postch.
Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Nachnahme: August Ritz U. G., Crotcherstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 222 52. Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Anzeigenspaltbreite 15 Sp. für die Schweiz, 30 Sp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Sp., Ausland 75 Sp.
Chiffregebühr 50 Sp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseratenschluß Montag abend

Wir lesen heute:

Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft.

Vortrag am Schweizerischen Frauentag, gehalten von Fräulein Dr. Jda Somazzi

Wir suchen eine neue Grundhaltung für den Frieden.

Aus dem „anderen Deutschland“.

Gruß und Dank an Winston Churchill

Die Schweizerinnen bedauern, daß der Besuch des englischen Königs in Zürich ausgerechnet einen Tag vor ihrem Kongreß in der Limmatstadt stattgefunden hat. Sie haben sich darüber gefreut, daß er in unserem Land Ruhe und Entspannung gefunden hat, und sie hätten sich gefreut, ihm in Scharen in Zürich zuzugucken und danken zu dürfen. Wir Frauen wissen es, und haben es immer hart empfunden, daß es keine Tatkraft, keine Zivilcourage, „à travers et contre tout“, und sein unbeirrbares Vertrauen in die guten Kräfte der Menschheit, die auch bei uns in der Schweiz ausstrahlend waren für unsere geistige Haltung, als man in weiten Kreisen der Gefahr erlag, die völlerrechtlichen Liebesgriffe der deutschen Verbündeten als unabwendbares europäisches Schicksal hinzunehmen. Wenn heute die Schweiz unverändert da steht, wenn wir Schweizerinnen heute nicht das Los der Frauen und Mütter anderer Länder teilen, dann verdanken wir das, nicht nur indirekt, sondern sehr direkt dem Einfluß und der Charakterstärke dieses Mannes, der mit seinem tapfern Volk als Erste den unerbittlichen Kampf gegen das böse Prinzip in der Welt aufnahm.

Möge sein Geist und sein Einfluß nun auch noch in der Schaffung eines zuverlässigen Friedens lebendig und wirksam sein. Wir Schweizerinnen danken ihm, und wir bitten für ihn, daß seine Kraft und sein Einfluß noch lange ungebrochen bleiben möge zum Segen aller.

El. St.

Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg; das Wesen, das besteht.

Angelus Silesius

Zürich empfängt den Kongreß

El. St. Es ist kein politischer Kongreß und auch kein „Ankündender“ wie in Wien 1815, den die Schweizerinnen auf den 20. bis 24. September 1946 nach Zürich einberufen haben, und doch wird seine Arbeit den Beweis erbringen, daß alles was die Schweizerinnen an sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und staatsbürgerlicher Arbeit leisten, die schweizerische Politik, das schweizerische Staats- und Volksleben aus intensivster Beeinflussung und Mitbestimmung, ohne daß dies oft zugegeben und anerkannt wird.

Nachdem Genf und Bern die beiden früheren Kongresse in den Jahren 1898 und 1921 durchgeführt haben, freut sich Zürich, die große, geistliche in schönstem Fortschritt prangende Limmatstadt heute die Frauen aus allen Ecken unseres Vaterlandes empfangen zu dürfen.

Zürich war immer ein guter Boden für neue und fortschrittliche Ideen. Und da die Schweizerinnen dieser Zellen keine wachsende Kirche, sondern geborene Bernerinnen ist, so darf sie heute ohne Hemmnisse der Bescheidenheit unseren Gästen ein wenig in Erinnerung rufen, was die Schweiz, Frauenbewegung Zürich und seinen tatkräftigen Frauen alles verdankt. Jede Gegend, jede Schweizerstadt ist sozusagen die Wiege irgend einer leistungsfähigen Institution geworden, und wie sehr gerade die Arbeit in solchen Organisationen ein starkes Band unter den Frauen bedeutet, ähnlich dem Militärdienst der Männer, das werden die Zerstörerstage am besten demonstrieren.

Frühe schon, als die Frauen noch keine „öffentliche“ Bedeutung hatten, (d. h. noch weniger als heute!) spielte in Zürich die „Kürschbäumli“, d. h. die Leibschiff des Klosters Fraumünster weit herum eine große, und zwar auch politische Rolle. Was die Frau Leibschiff wollte oder nicht wollte, konnte nicht einfach übergangen werden, sondern man mußte mit ihr rechnen. Im Schillers Tell sagt ein Ur-Kantöner: Der großen Frau in Zürich bin ich halt verpflichtet.

In den späteren Jahrhunderten waren die Zürcher Frauen ein starkes Element des kulturellen Lebens Zürichs, und das Leben fast aller feineren Dichter, Künstler, Gelehrten und Staatsmänner ist irgendwie verbunden mit dem Namen einer bedeutenden Frau. Sogar Goethe fand in der klugen und reizvollen Barbara von Schuller eine anregende Freundin, und was später sich im musikalischen Leben an gebildeten und kunstverständigen Frauen um Rich. Wagner, Liszt u. a. bewegte, beweist, daß die Zürcher Frauen neben ihren in aller Welt berühmten häuslichen Tugenden noch Zeit und Sinn fanden für geistige Interessen.

Im 19. Jahrhundert, als nach der französischen Revolution und der Verkündung der Menschenrechte auch in der Frau das Bewußtsein zu dümmern anfing, daß sie nicht nur ein Menschesein zweiter Gattung sei, fingen einzelne Frauen auch in

der Schweiz an, die allzu engen Fesseln zu lösen. Der Wunsch nach besserer Ausbildung erwachte, das Verlangen nach Studium, nach Beruf, nach freier Entfaltung der geistigen Gaben. Da war es wiederum Zürich, dessen Universität als erste einer Schweizerin, Marie Heim-Vögtlin, die Tore zum medizinischen Studium öffnete, die dadurch unter schmerzlichen Kämpfen zur Pionierin unserer heute so selbstverständlichen weiblichen Vortrefflichkeit, und eine der Mitbegründerinnen der Schweizerischen Pflegerinnen-Schule wurde. Diese wurde am Kongreß in Genf beschlossen, und als Gründung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins von Dr. Anna Heer, Frau Oberin Schneider, Frau Corradi-Stahl u. a. als erster — und bis jetzt einzig gebliebener — weiblicher Leitung — ins Leben gerufen. Wie sehr sich das schöne Frauenwerk im Lauf der Jahrzehnte — allen schwarzen Prospektierungen zum Trotz — entwickelt und durchgeführt hat — davon kann sich heute jedermann selber überzeugen, der Zeit hat, dem schönen Spital mit Schule einen Besuch abzustatten.

Einer Frau verdankt Zürich die Idee und Gründung der altsozialistischen Wirtschaften.

Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft

Dr. Jda Somazzi

I.

Wir leben in einer ernsten, schweren Zeit. Wenn alle Kräfte eingesetzt werden, sie zu bestehen und die großen Aufgaben zu lösen, — oder wenigstens anzupacken, — wird sie als „große Zeit“ in der Geschichte stehen und zum Wohl der Menschheit beitragen. Größe aber war und ist immer nur mit „Schweiß, Tränen und Mühsal“ zu erringen, durch den ganzen, mühtigen Einsatz Einzelner und ganzer Völker. Auch die Frau, die, wie Gottfried Keller sagte, eben erfährt, der über seinen engsten Kreis hinaus sieht, ist als notwendiges Geleit zu akzeptieren, wie auch das Gefühl der Unsicherheit und das baderige Bangen zu tragen sind. Denn entscheidungsschwere Fragen bedrängen uns auf allen Gebieten, in kleinen persönlichen Kreis sowohl wie im größten unseres Volkes und im größten Kreis, der die Welt und das Schicksal der Menschheit umfaßt. Eine neue Welt ist im Werden, eine neue Welt soll und muß werden; sie knüpft sich an mit Erschütterung und Spannung. Wir suchen auf eine neue ganz zuverlässige Orientierung. Die allgewaltige, uns vertraute Welt ist gestört, stellenweise zerstört. In der materiellen wie in der geistigen Welt starren uns Trümmer und Not aller Art entgegen.

gegen und rufen nach Hilfe, nach Neu-Aufbau, nach Gegenwehr. Sie unerfüllbar glaubte Staaten zusammenzubringen, sind unantastbar glaubte Normen gebrochen oder bedroht, mißbraucht und entwertet worden; sie müssen mit neuer Kraft wieder erfährt und als kraftverwendende und kräfteliefernde Ideen zu neuer Wirksamkeit gestaltet werden. Die alten Ideale von Freiheit, Recht und Menschlichkeit müssen tiefer erfährt und lebensnäher wirksam gemacht werden. Die neuen Erkenntnistheorien und Erzeugnisse der großartig entwickelten Wissenschaft und Technik erfordern zu ihrer Bewältigung eine verteilte ethische Kraft und eine stärker disziplinierte Erzeugnisse der Menschheit.

Die Atmosphäre der Welt muß vom Mißtrauen, Haß und Rache gereinigt werden, so begreiflich sie auch als schauerlich provozierte Reaktionen und so berechtigt sie auch sind als Empörung über all die Verletzung von Freiheit und Recht und Menschlichkeit, über die satanische Entwürdigung des Menschseins in der Person des Verbrechens und in der des Opfers.

Die tragischverwickelte und tragischgespannte politische Weltlage erfordert höchste Wachsamkeit,

Michaela

Ein Frauenchidjal

Von Irmgard v. Haber du Haur

Kindheit

Es war ein schöner Bauernhof in Süddeutschland, wo Michaela aufwuchs. Das behagliche Haus lag, von Säulen und Gärten umgeben, auf einem Hügel über dem Dorf. Die ganze Woche war Michaela, unter der Obhut des Bauern und der Bäuerin, die sie auch Vater und Mutter nannte, ein Kind mit den übrigen Kindern. Sie schliefen zusammen, sie spielten zusammen, sie aßen zusammen am Tisch, Vater, Mutter, der Knecht, die Magd und die große Kinderdame; schon mußte Michaela auch mit den anderen in der Dorfschule sitzen. Es war kein Unterschied zwischen ihr und den Kindern, höchstens daß einmal eines zu ihr sagte: Du schwarze Zigeunerin! Denn ihre schwarzen Locken lagen sehr ab von den blonden und braunen Haaren der übrigen Kinder, und sie war wilder und beherrschte alle.

Aber am Sonntag war alles anders. Am Sonntag kam Michaelas wahre Mutter, die ihr allein gehörte, auf dem Rad angefahren und hob sie hinaus aus dem gewöhnlichen Leben. Michaela gehörte nur noch ihr. Wie sie am Sonntag andere Kleider trug, die am Montag wieder im Kasten hingen, so war sie selber ein anderes Kind. Sogar ihre Sprache war eine andere, denn die Mutter sprach so, wie es die anderen erst in der Schule lernen mußten, aber Michaela mußte es nicht lernen, denn es war die Sprache der Mutter. Die Sonntagsprache der Sonntagsmutter.

Daß die Kinder des Hofes ihre Mutter alle Tage hatten, und sie die ihre nur einmal in der Woche, empfand Michaela nicht als Ungerechtigkeit. Denn die Woche mit den Kindern und Vater und Mutter der Kinder, war so schön und recht. Es hätte gar nicht anders sein sollen. Nur durfte der Sonntag nicht fehlen. Als einmal die Mutter krank gewesen war und nicht hatte kommen können, war der Tag für Michaela unendlich leer und lang gewesen, sie hatte zum ersten Mal nirgendhingehört, sie war ein fremdes Kind unter den Kindern gewesen, und am folgenden Sonntag hatte sie nicht aufgehört die wieder Erschienenen zu fragen: Geht es dir wieder gut? Kommst du am Sonntag wieder?

Die Mutter war die ganze Woche in der Stadt und mußte an einer Schreibmaschine sitzen und Briefe in vielen Sprachen schreiben, Briefe an Menschen, die sie nicht kannte, über Sachen, die Michaela und ihre Mutter nicht sehr interessierten. Aber sie mußte es tun, damit sie Geld bekam für Michaela. Sie mußte nicht nur heute ihre Kleider zahlen und noch vieles andere, sie mußte genug bekommen, daß Michaela einmal nicht an einer solchen Maschine sitzen mußte und solche Briefe schreiben, sondern noch viel mehr lernen konnte und einmal, wenn sie groß sein wird, etwas Schönes tun könnte. Darum arbeitete die Mutter die ganze Woche und konnte nur am Sonntag bei ihrem Kinde sein. Daß die anderen Kinder auch noch einen eigenen Vater hatten, fiel Michaela nicht sehr auf. Ihre Mutter war Vater und Mutter zugleich; sie brauchte nicht mehr. Wenn die Kinder manchmal zu ihr sagten: Dein Vater, der Zigeuner, so lachte sie nur und schüttelte ihre schwarzen Haare, ohne weiter darüber nachzudenken.

Aber dann einmal — das war zur Zeit, als sie schon zur Schule ging und mit großem Eifer lernte, was es zu lernen gab — sagte sie ihrer Mutter ein Gedicht

auf. Sie hatte es gern gelernt und in der Schule auch schon aufgelegt, aber nun für die Mutter konnte sie es noch ganz anders fragen, auf einmal verstand sie es selber ganz richtig. Es war von einem Kind, das sich weigert hat, weit fort in der Fremde, und von der Mutter trauert und dadurch wieder Kraft und Mut bekommt. Während Michaela es sagte und es zum ersten Mal wirklich erlebte, mußte sie weinen, und auf einmal meinte die Mutter auch und nahm Michaela in ihre Arme. Das Kind stammelte:

„Mein, nein, ich bin nicht traurig, nur weil es so schön ist!“

Die Mutter erwiderte:

„Das hast du von deinem Vater, er liebte die Gedichte so sehr, er war selber ein Dichter. Wie hätte er dich nicht lieb, wie hätte er kein Tochterlein lieb!“

Das Kind legte sich mit einem Ruck auf und fragte:

„Wo ist mein Vater?“

Die Mutter sagte ihr, daß er gestorben sei. Ganz richtig. Schon sehr lange. Schon ehe Michaela zur Welt gekommen sei.

„Was willst du mir erzählen. Ich will dir viel, viel von ihm erzählen. Am nächsten Sonntag. Denn nicht du, heute ist es schon spät. Eben will die Sonne untergehen. Wir müssen umkehren. Die gute Mutter wartet schon mit dem Essen. Wir wollen essen und ich lege dich zu Bett. Nächsten Sonntag gehen wir gleich zusammen in den Wald, und dann erzähle ich dir...“

Michaela mußte die ganze Woche an das Versprechen der Mutter denken; sie wartete auf den Sonntag mit so großer Spannung und Ungeduld, wie noch nie. Ihre Mutter und sie hatten zusammen über ein Gedicht gewacht. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Vater hatte, und von ihm wollte sie ihr erzählen. Und der Sonntag kam nicht und würde niemals

mehr kommen. Denn sie wartete auf die Mutter, ja sie lief ihr auf dem Weg entgegen, ohne sie zu treffen. Michaela ging weiter und weiter, die Sonne war schon heiß. Warum kam sie denn nicht? Hatte sie sich heute veripädet, da sie eben so viel zu erzählen hatte? Die Sonne stieg höher. Michaelas Sonntagsstube waren ganz weiß vom Staub der Straße geworden. Die Straße zog sich zwischen Wiesen hin. Die Wiesenränder waren grau, die Bäume waren grau vom Staub. Es war erdrückend heiß. Das kleine Mädchen sah immer in der Sonne aufblühen, meinte sie, es müsse die Mutter sein, aber es waren fremde Radfahrer, die wie Geister vorbeirauschten. Manchmal kam ein Auto und hätte alles in Staub und in eine Luft, die man nicht atmen konnte. Warum kam die Mutter? So lange nicht? Das kleine Mädchen saß endlich um vier Uhr Müdigkeit und enttäuschter Erwartung. Sie wollte die Augen offen behalten, doch sie fielen ihr zu. Die Mutter würde sie ja sicher erkennen, ob sie auch noch so klein da zusammengekauert lag, an ihrem Sonntagskleid und an der Sonntagsstube im Haar würde sie gewiß ihr Kind erkennen, und an ihrer großen Sehnsucht und Sonntagswartung.

Und nun war Michaela bei der Mutter angelangt. Michaela war zur Mutter gegangen, nicht wie sonst! Die Mutter zu ihr, und die Mutter empfing sie mit den Worten:

„Ach, was vorausgemerkt und erwartete dich. Ich habe lange gewartet. Jetzt bist du bei mir.“

„Du hast auf mich gewartet?“ fragte erstaunt das Kind. „Gelt, du müdest, daß ich kommen würde?“

„Ja“, antwortete die Mutter, „das müdest ich.“

Wichtig packte sie jemand an der Schulter, aber nicht die Mutter, so fest, daß sie schrie. Die Mutter war verschwunden, es ward Gerd, der älteste der Jungen, er drängte:

Bereitschaft und Anstrengung aller friedenswilligen Kräfte, um ihre Gefahren zu meistern. Die Nachkriegszeit hat uns den erhofften Frieden noch nicht gebracht. Zu viel ist uns zu ordnen nach so vielen Jahren verhängnisvoller totalitärer Politik und eines fürchterlichen Krieges, der statt Schwierigkeiten zu lösen, neue vermehrte Schwierigkeiten geschaffen hat, die alle Kräfte der Welt, insbesondere zwischen zwei gewaltigen Mächtegruppen, zu unvereinbar scheinende Gegensätze und so heftige Spannungen, daß nur durch Aufwendung aller Kräfte ein Ausgleich oder ein Abbau möglich sein wird. Und doch ist nur so ein neuer Weltkrieg zu verhindern. Wohl wird erneut versucht, durch einen zweiten Weltbund alle friedenswilligen Kräfte zusammenzufassen, um in gemeinsamer Anstrengung den Krieg unmöglich zu machen und im Rahmen einer internationalen Rechtsordnung und durch internationale Zusammenarbeit wie auch durch gegenseitige Hilfe auf allen Gebieten der Kultur einen dauernden Weltfrieden aufzubauen. Aber noch konnte diese Organisation der Vereinten Nationen ihre Kraft nicht entfalten und wirksam erweisen. Und doch ist die Frage des Friedens für die ganze Welt, für die Staaten und Völker, wie für die Einzelnen, für die ganze Menschheit zur übertragenden Existenzfrage geworden. Es geht uns alle an, was vor kurzem der amerikanische Staatsmann Wallace gesagt hat: „Wie wir die wichtigste Frage, die des Friedens, lösen, wird darüber bestimmen, ob wir leben werden, und zwar nicht, ob wir in „einer“ oder in „zwei“ Welten“ leben, nein, — vielmehr, ob wir überhaupt noch weiter leben werden.“ Die Entscheidung über Krieg oder Frieden wird auf dem politischen Boden durch die Staatslenker gefällt werden; aber die Fundamente für den Aufbau des Weltfriedens müssen breiter angelegt und tiefer gefestigt werden: im Herzen, im Geiste und im verantwortungsbewußten Willen und Handeln von Millionen Menschen. Um dies zu erreichen, müssen die Lebens- und Arbeitsverhältnisse über den ganzen Erdball weit verbessert werden, wo es sich noch nicht, menschenwürdig gestaltet werden. Dazu ist eine intensivierte Sozial-, Wirtschafts- und Kulturpolitik nötig, durch die möglichst viele Menschen in den Stand gesetzt werden, ihre Arbeit als lebensnotwendige Funktion im Dienste der menschlichen Gemeinschaft zu tun, und sie, wie die Charta der Arbeit des internationalen Arbeitsamtes sagt, nicht als „Ware“ anbieten zu müssen, und in vermehrter Maße auch breiten Kreisen ermöglicht werden, an den Segnungen der Kultur und am geistigen Leben teilzuhaben.

Verschiedene Kriegursachen
Könnten dadurch beseitigt werden, und den kriegsführenden verantwortlichen Staatsmännern und ihren unterworfenen Untertanen würde so der Wind aus den Segeln genommen, weil es nicht mehr zu allgemeiner Unzufriedenheit aus Existenznot käme, (s. B. durch Arbeitslosigkeit), noch zu politischer Blindheit und eifriger Stumpfheit großer Volksteile. In dieser Richtung liegen auch die Bemühungen um eine wahre, eine realistische Demokratie und um die Schaffung wahrer Volksgemeinschaft. Alle diese Aufgaben sind groß und schwer, und die sie befüßenden Gegenkräfte sind mächtig. Der Geist der Gewalt und der Geist der totalitären Staatsidee sind nicht tot. Die Bemühungen der demokratischen, sozial- und humanisierenden Männer bedürfen der Unterstützung durch gleichgesinnte Frauen. Ohne die Mit-

arbeit der Frauen ist weder der Frieden aufzubauen noch die soziale, die wirtschaftliche, die kulturelle Aufgabe zu lösen; noch ist wirkliche Demokratie und Volksgemeinschaft möglich. Vor 20 Jahren schon rief die große französische Staatsmännin, die Begründerin der parlamentarischen Demokratie, die Frauen zum Kampf auf: „Glaubt nicht, daß ihr den Frieden sichern könnt, wenn ihr nicht die Frauen des Volkes, die Mütter, für die Sache des Friedens gewinnt.“ Staatsmänner einst befehlter Länder und Führer der Widerstandsbewegungen gesehen, daß sie ohne die wunderbare tapferen und opferfähigen Vaterlands- und Freiheitsliebe der Frauen kaum zum Ziele gekommen wären. Wo es um den Menschen und das Menschliche geht, betrifft jede Bemühung auch Frauen, und die Frauen vermögen aus einem reichen Schatz an Kräften und Erfahrung einen notwendigen Beitrag zu leisten. Und nun geht es letzten Endes in all dem Ringen um den Frieden, für Wirtschaft, Demokratie, Gemeinschaft und Kultur, um einen Schritt weiter in der Befreiung des Menschen, es geht um die von Biologen erkannte Vermischung des Staates, indem das väterliche Element durch das mütterliche ergänzt wird, es geht um die Mobilisierung aller sozial und sittlich-humanitären Kräfte, es geht um vermehrte Humanität. Diese oder ist die Aufgabe aller für alle. Hier mitarbeiten, sind alle Gutgesinnten berufen, Männer und Frauen, alle, die ein Ohr haben, Aufgaben zusehen zu hören, und die bereit sind, ihre Antwort zu geben, gedrängt durch ihre persönliche Verantwortungsbewußtheit.

Was ist diese persönliche Verantwortung?
Weshalb wird allenthalben nach ihr verlangt wie nach einer Seelsucht? Nicht ohne Grund. Es handelt sich um eine zentrale schöpferische Kraft der menschlichen Seele, dieser geheimnisvoll wirkenden Quelle geistiger Energien, die wir als Kräfte verschiedener Art unterscheiden und benennen. In diesem lebendigen Kräftefeld kommt der Verantwortungsfunktion eine gestaltende, lenkende, eine bindende und ordnende Funktion zu, und wenn sie die Lebensenergien auf höchste Werte zu lenken vermag, wird sie zu einer entscheidenden Kraft für die Weiterentwicklung und Veredelung des Menschen. Zur Verantwortungsfähigkeit ist allein der Mensch; ihr Ausmaß, ihre Verwandlungskraft und die Qualität ihres Zieles verraten den ethischen Gehalt eines Menschen und bestimmen sowohl seine Persönlichkeit als seine Auswirkung auf die Umwelt. Es ist ein schimmendes Urteil, wenn von einem Menschen mit Gewand gesagt werden muß: er kennt seine Verantwortung, er geht mit Menschen und Dingen, mit der Wahrheit, mit seinen Kräften, mit seinen Rechten und Pflichten, mit seinem Leben und mit Verantwortungsfähigkeit. Dann ist es, als hätte der Mittelpunkt, der ruhende Pol; es ist sein Verlaß auf ihn, und das Vertrauenumfeld findet seinen Anhaltspunkt in ihm. Verantwortung auszuüben, heißt Einsicht und Urteilskraft voraus, verlangt also Intelligenz, aber nicht nur die des Verstandes, sondern auch die des Bewußtseins, das uns sagt, was gut, was böse, was recht, was unrecht, was wahr, was unwahr ist. Wenn wir uns darnach richten, fallen wir einen Entschluß und beweisen und erfahren dadurch unsere Freiheit, die nach Kant, Selbstbestimmung ist. Eine Verantwortung auszuüben, heißt zu übernehmen, heißt mit Verantwortung, etwas zu leisten, für etwas zu einstehen, die Folgen zu tragen, Rechenschaft abzugeben und sich zu seinem Tun und Lassen zu bekennen. Verantwortungsbewußtheit ist nur möglich bei einem durch Erfahrung gewonnenen Selbstvertrauen. Zugleich wird dieses wie auch das wahre, richtige Selbstgefühl durch geistliche Verantwortungsfähigkeit. Verantwortungsbewußtheit ist diszipliniert; sie zwingt uns, über das Nächste, über den kurzen Augenblick hinaus zu sehen und zu bedenken, was werden wird, was werden könnte; sie bringt uns zu vermehrter Kraftanstrengung und stärkt unseren Willen. Einem Kinde eine seiner jungen Kraft angepaßte Verantwortung für eine Arbeit, für eine Pflanze oder für ein Tier, oder gar für ein anderes Kind zu übertragen, ist eines der stärksten und

besten Erziehungsmittel. Unter dem Einfluß einer großen Verantwortung kann ein Mensch sich völlig ändern, wie sonst nur unter dem Einfluß der Liebe.

Clara Büttrich.
Die Gründerin und Redaktorin des Schweizer Frauenkalenders, wird am 27. September 60 Jahre alt.

Ein junges Mädchen, das früh die Mutter verloren und eine stille Kindheit verlebte hatte, die Tochter des vielbeschäftigten Olinier Stadtschreibers Eduard Büttrich, war eben von einem Aufenthalt an der Ecole des Beaux Arts in Neuchâtel nach Hause zurückgekehrt. Es war vor Weihnachten. Clara Büttrich lagte in einer Buchhandlung nach einem Kalender, doch — was sie wünschte, ein gediegenes Werk, das den Stempel der Eigenartigkeit getragen und zudem hohen literarischen und künstlerischen Wert besaßen hätte, fand sie nicht. Während einer Zeit winterlichen Krankheits reiste in der klugen und empfindlichen Zwanzigjährigen der Gedanke, selbst einen Kalender herauszugeben. Es war ihr darum zu tun, die künstlerisch und künstlerisch tätigen Frauen zur Mitarbeit zu gewinnen. So würden sie auch der Selbsttätigkeit in der sie sich damals noch mit reger Schätzerbeiz bewegte, bekannnt und dabei in ihrem Schaffen ermutigt und unterstützt werden. Mit einem herzerfreuenden Enthusiasmus machte sich die jugendliche Idealistin, die zudem mit der Gabe jährehr Ausdauer und einer guten Dosis starken Willens bedacht war, ans Werk. Sie war Redaktorin, Herausgeberin und Betreuerin der Inseraten-Akquisition in einer Person. Sie schickte vor keinen Schwierigkeiten zurück und nahm jedes Risiko in Kauf. Wohl mußte sie zuerst den Rahmen finden, die Richtung erstarken und zur straffollen Linie ziehen, in die hinein, um die herum der langfristig zusammengestellte Inhalt sich lagte. Bald befand sich aber in der Tat die schweizerische Frauennwelt ihren alljährlich erscheinenden Kalendern, der 1944 mit dem „Jahrbuch der Schweizerinnen“ verknüpft wurde und der demnächst wieder, in seinem 37. Jahrgang, auf den Buchmarkt gelangen wird, von vielen mit Spannung erwartet und freudig begrüßt.

Clara Büttrich ist unter den schweizerischen Redaktorinnen, soweit wir wissen, die einzige „Kalenderfrau“. Als der Frauenkalender 1935 zum 25. Male schöngewandert in Gold und Blau, erschien, war es seine geringere als die untergeordnete Dichterin Maria Walder, die sowohl dem Buch, wie seiner Gründerin und Betreuerin herpöste liehe Worte der Anerkennung und des Dankes, des kollegial verständnisvollen Zuspruchs widmete. Wir finden Namen wie Isabelle Kasser, Maria Mathisen, Johanna Siebel, Elia Berger, deren ersten Jahrgängen; wir betrauen Gedächtnis-Reproduktionen der Malerinnen Emilie W. Koeberlin, Clara von Rappard, Esther Cuny, Gertrud Escher, Esther Mengold, Emma Jenner und andere, der Skulptorin Ida Schärer-Krause, wir lassen eine ganze Reihe damals zeitgenössischer Redaktorinnen Reue passieren und vertiefen uns gerne in den Anblick über Porträts; wir lesen mit Interesse die Aufträge über Frauenbestrebungen auf manchem Gebiet der Erziehung, der Fürsorge, des Kampfes um die politische Gleichberechtigung, und wir werden uns dabei bewußt, daß der Schweizer Frauenkalender durch alle Jahrzehnte hindurch auf seine Art und Weise weiter mitgewirkt hat, die Frau zu bilden, vor allem: in ihr Vertrauen in sich selbst und in ihre Kräfte zu stärken.

Als Clara Büttrich im Jahre 1921 nach einer Grippe in Davos einen Erholungsurlaub machte, beschloß sie, dort oben — zusammen mit ihrer langjährigen getreuen Freundin und Mitarbeiterin Emma Voth — Wohnsitz zu nehmen. Neben ihrer Redaktions- und schriftstellerischen Tätigkeit (ein Roman, Erzählungen, Kurzgeschichten, Artikel, sowie Gedichte, von denen der Gänger und Komponist Willy Kästli mehrere vertonte) betrieb Clara Büttrich in Davos-Dorf bis zum Jahre 1944 eine Papeterie und Buchhandlung. Ein Augenleiden, das der emsigen, lebenswichtigen und humorvollen Kalenderfrau je und je zu schaffen machte, zwang sie, ärztlichen Rats folgend, das Tiefen auszuweichen. Jedoch ist sie jetzt wieder in ihrer Vaterstadt Olten fest, mit unverminderter innerer Freude und Frische die Redaktion des Frauenkalenders behaltend und an verschiedenen schweizerischen Zeitungen als gern gesehene Korrespondentin kleiner Geschichten und Artikel mitarbeitend.

Von Herzen wünschen wir der Jubilantin weiterhin viel gute und frohe Kraft für ihre Arbeit. Für das, was sie uns durch all die Jahre hindurch gegeben, legen wir ihr unseren herzlichsten Dank.

Betty Wehrli-Knobel

Politisches und Anderes

Ein neues Schulgesetz

Wird demnächst vor das Stimmvolk von Basel-Land kommen. Jeder Stimmberechtigte bekam ein „klares Bäcklein“, das neue Gesetz, zum Studium gestellt. Von zweidimensionalen Ausbau der Kindergarten, der Stillschaltung für Schulpflichtige, vom event. Französischunterricht an der Primarstufe, vom Obligatorium der Hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule ist da die Rede... natürlich lauter „Männerfragen“, die gewiß jeden 20-jährigen Schöngänger, nicht aber die Mütter interessieren, denen eine Stellungnahme zum Gesetz dorenhalten ist. So wird sich die Beratung des Schulpflichtgesetzes aus, das die Baselländer Männer diesen Sommer jünger drängen.

Friedensorganisationen

aus aller Welt haben ihre Vertreter zu einer Tagung nach Genf entsandt; auch die Europa-Union lagte gleichzeitig und schließlich vereinte am Wochenende der Schweizer Friedensrat, die Aktionsgemeinschaft der Friedensvereinigungen der Schweiz, unter dem Präsidium der Herren Prof. Hoffmeyer und Ottmarer, die schweizerischen Delegierten in Bern. Es wurde angeregt, die Schweiz möge der „Uno“ zivile Stillschaltung mit der nötigen Ausrichtung für Katastrophenhilfe zur Verfügung stellen; Militärgegner aus Genossenschaftlichen sollten Zivilisten leisten können; das geltende Waffenverbot für Privat sollte um ein Jahr verlängert, eventuell das ganze Kriegsmaterialregime im Sinne der Verstaatlichung revidiert werden.

Wohlfühlbarkeit

Es ist zwar ein großes Wort dafür, daß drei Schiffe mit Weizen, deren je eines für Norwegen, die „Munra“ und die Schweiz bestimmt waren, nach Indien umgeleitet worden sind, um der dortigen Hungersnot zu steuern.

Zwei gelehrte Glarnerinnen

In Glarus feierte vor kurzem Dr. Frieda Galati ihren 70. Geburtstag. Ihre Forschungen und Veröffentlichungen betreffen historische Gebiete. Frau Dr. Galati, die seit Jahrzehnten als Angestellte der Frauenmissionen in Basel tätig ist, hat eine Unternehmung, die nachdrücklich auf an diesem Platte persönliche Gratulation enthalten.

In Schwanden starb Frau Dr. Tschudi-Schmiedlin, die durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiet der Heraldik bekannt geworden ist, so zum Beispiel durch ihre Arbeiten im heraldischen Teil des „Wappenbuchs des Landes Glarus“ (1937), das zum wichtigen Handbuch geworden ist.

Ein ehrenvoller Ruf

Der Botschafter Eise Meiner, der 1938 als Mitglied aus Deutschland nach Schweden kam und die letzter als Forschungsinstitut für Physik der Akademie der Wissenschaften in Stockholm Forschungsarbeiten durchführte, ist ein eigener Lehrstuhl für Kernphysik errichtet worden. Prof. Eise Meiner ist ursprünglich österreichischer Abstammung.

Von der russischen Aegina

„Es kam dem Lande zu gute“, schrieb vor kurzem ein Schriftsteller über Schweden, „daß eine erhebliche Anzahl Frauen Medizin studiert hatte. So konnte der chirurgische Dienst während des Krieges besser bewältigt werden. Hinter der Front von Stalingrad wurde Tag und Nacht in ca. 50 Spitälern operiert. Dort arbeiteten 600 Witzge, die aus ganz Rußland zusammengeworfen worden waren. Die Leiterin dieses Medizinstops war die Oberstin Valentina Geronopolova, welche die schwersten Fälle persönlich übernahm. Sie ist in der Gegend von Kiew als beste Chirurgie-Professorin bekannt und arbeitet jetzt wieder in ihrer Heimat“. Daß im allgemeinen Geburten und Kinderpflege ganz in den Händen weiblicher Aegine liegen, ist für uns nicht uninteressant.

Und Epocelade?

In der nächsten Session der Bundesversammlung wird vielleicht eine Epocelade-Diskussion erleben. Zwei sozialistische Nationalräte haben Anfragen an den Bundesausschuß gerichtet: „Warum wurde trotz der schließlichen Marktlage die Rationierung aufgehoben? Sind die Behörden bereit, dieselbe wieder einzuführen?“ Trägt der eine, daß der andere kommt zur gleichen Fragestellung, „Wenn die Gesundheits- und die Personal sind gewonnen, mit Nötigkeiten und anderen Trübsal ihre Kunden abzuwecken.“ Uns allen wäre wohlgedient, dank der neuerlichen Rationierung, wieder von Zeit zu Zeit ein Täfelchen Chocoi zu Gesicht zu bekommen.

Betttag am Thunersee

Ein freundliches Gesicht führt mich insulagen jedes Jahr im September für meine langersehnten und wohlverdienten Ferien an den Thunersee. Da die weißen Herren der Tagelager 1932 verstorben hatten, daß fortan immer der dritte Sonntag im „Herbstmonat“ als Eigenartiger Bett-, Buß- und Betttag gefeiert und würdig begangen werden sollte, in allen Kantonen und ohne Unterschied der Konfessionen, so trifft nun eben dieser Betttag, der seit anno dazumal ohne Unterbruch oder „Wandlungsantrag“ weiter befehligt in die goldföhlige Zeit meiner Thunersee-Ferien. Wer den Thunersee kennt, weiß, daß er einer der lieblichsten Seen ist, in der Schweiz, weil er durch seine Lage und sein Klima fast alles vereinigt, was das Herz sich wünschen kann: Die hohen Gipfel unter ewigen Schneehüllen, das breite Mäflin der Bümlihalp, das saftige Grün der Borge, die charakteristische Form eines Stodhorns, eines Niesen, der in gewissen dämmerigen Abendstunden von oben her der Landchaft mit leiser Stimmung zugehen kann. Dann die grünen Hüben über dem Thun, Sigirunt und der schroff abfallende Bärenberg, der vom heiligen Berasus den Namen hat, und dessen tiefe, geheimnisvolle Föhl der in den Mäflin unter jugendlichen „Schulreißern“ und natürlich auch älteren, geographiebunlicher Besucher find. Und zu all den Fjrenen, Bergen und Hüben kommt anreißendes ein Aus- und Weidbild bis tief hinein in den Weizen, wo man an flachen Abenden oft sogar eine feine Juralinie am fernen Horizont erblickt, wodurch diesem ausprobierten Berges kein größter Reiz, ein Gefühl der Weite, des Nicht-begreifens gegeben wird. Wer müde ist, zappelnd, nervös (wie der schöne Ausdruck heißt!) und dadurch oft heßig und für seine



„Du sollst schnell kommen! Die Mutter muß mit dir in die Stadt fahren.“
Er nahm das kleine Mädchen an der Hand und zog sie mit. Sie gingen in einem Staubhaub. Es war schwer zu atmen. Michaela war noch gar nicht recht zu sich gekommen. Sie mußte den Traum und die Wirklichkeit auseinanderwischen. Jäh blieb sie stehen, und da der große Dunge sie weiterziehen wollte, und mit seiner kräftigen Hand ihr Handgelenk umklammerte, daß es schmerzte, stampfte sie mit dem Fuß auf und rief:
„Aber meine Mutter kommt ja von dort!“ — Sie schaute um und Tränen stürzten aus ihren Augen, sie mußte nicht warum.
„Kommi!“ rief Gerd, und seine Stimme klang ganz rau. „Du sollst ja eben zu deiner Mutter fahren.“
Jetzt folgte sie ihm wie im Traum. Zuhause war die Bäuerin im feierlich schwarzen Abendmahlkleide und empfangend:
„Der Zug fährt gleich, Kommi, Michaela!“ — und dann saßen sie im Zug einander gegenüber. Die Frau sagte nichts. Das Kind sagte nichts. Auf einmal wollte Michaela wieder schauen über die Wangen. Die Frau ließ es erwidern.
„Hat Gerd es dir doch schon gesagt? Armes, armes Kind! Sie war eine so liebe Mutter!“
Dieses und noch anderes mehr sagte die Frau, aus dem Michaela allmählich verstand, daß sie keine Mutter mehr haben sollte. Den Schluß der Fahrt ließ sie tränenlos und steif auf der Höhe. Ihr Gesicht war schmerzhaft geworden. Die Frau streifte die armen kleinen ineinander getragenen Hände. Sie mußte Michaela nach dem Aussteigen führen, so schwannte das Kind.
Im Krantenhaus wurden die von Schwestern, die unter großen weißen Taubenflügeln wie Engel durch

lange Gänge hinschwebten, in ein kleines Zimmer geleitet. Auf dem Bett lag eine reglose Gestalt, die um und um in weiße Binden gewickelt war, der Weiz wie die Glieder und das Gesicht. Die Engel schaukelten, es sei die Mutter, und nun waren sie keine Engel mehr. Sie habe keine Schmerzen gehabt, es sei zu schnell gegangen. Der Zusammenprall des Autos mit dem Rad sei zu heftig gewesen. Das Rad sei in Trümmer gegangen, und das Auto sei beschädigt. Der Führer liege auch hier im Krantenhaus, aber zugestrichelt. Michaela drach in lautes Weinen aus.
„Aber ich will doch meine Mutter sehen!“ rief sie immer wieder. Doch die Schwestern mit den weißen Flügeln auf dem Kopf, erklärten ihr sonst und bestimmt, es ginge nicht, sie könnte sie nicht mehr erkennen. Hier sei sie, unter diesen weißen Tüchern sei das liebe Gesicht, seien die lieben Hände ganz entstellt. Sie beteten über dem Kind und seiner Mutter, bis es müde wurde und sein Schmerz sich nicht mehr so erdrückend mit äußerte. Michaela sträubte sich, das Bett der toten Mutter zu verlassen. Sie meinte, auf einmal werde sie sich aufrichten, und ihr Gesicht von den Binden befreien und Michaela erlauchte fragen, warum sie denn so sehr weine? Aber die Gestalt blieb weiß und reglos, und ohne, daß sie wußte, wie es geschah, war, stand Michaela mit der Bäuerin im schwarzen Abendmahlkleid auf der Straße.
Die gute Frau wollte ihr etwas zu essen aufbringen, doch Michaela konnte nicht schlucken, nur ein Glas Wasser trank sie gierig leer. Ihre Hände waren eiskalt in der drückenden Schülle der Luft. Sie fuhren zurück. Das Kind schauerte vor Kälte. Das Gesicht war ganz faß. Die Zähne schlugen aufeinander. Die Frau hielt es umschlingen, sie führte es heim. Sie legte es zu Bett. Sie pflegte es in langen Krankheitswochen. Michaela meinte tags- und nachts. Die Mutter

bachte oft, jetzt könne doch keine Träne mehr da sein, doch sie floßen immer von neuem. Ein Schatten lagte sich über die sonst so fröhliche Kinderstube, der nie mehr ganz weichen sollte.
Denn als Michaela wieder aufgefunden war und wieder ein Kind unter den Kindern wurde, doch lang aufgesehen und schmal und mehr als sonst zum Weinen geneigt, ging die Trommel durch das Dorf:
„Krieg! Krieg!“
Es klang fremd und hart. Niemand wußte recht, was es bedeutete. Die Männer fuhren fort. Erst nur die Jungen. Bald auch die Väter. Auch der Vater der Kinder wurde gerufen. Die Kinder mußten schlafen wie noch nie. Die fröhliche Jugendzeit war vorbei. Sorge und Not kamen zu Gast.
Die Todesnachrichten aus dem Feld flogen ins Dorf. Wenn nur der Mann nichts trifft! Wenn nur der Vater nichts trifft! Gebete brannten in allen Herzen.
Michaela half mit, wo sie konnte und wie sie konnte, und fühlte doch, daß sie nicht ganz dabei war. Seit dem Tod ihrer Mutter war eine merkwürdige Verwandlung mit ihr geschehen. Wenn sie früher am Sonntag, am Tag der Mutter, aus dem Leben der Woche herausgehoben war, so verwandelte sich allmählich alle Tage zu heiligen Sonntagen. Es war etwas in ihr lebendig geworden, das trug sie die ganze Woche über dem Leben der anderen hin. Sie wußte selbst nicht, was es war. Manchmal hatte sie das Gefühl, nicht auf dem Erdboden zu gehen, wie die anderen Menschen, sondern zu schweben. Sie gab sich unendliche Mühe, es zu verhindern. Sie verließ sich in die Arbeit, die sie mit den anderen gemeinsam verrichtete, Arbeit, die die Hände schuldig und die Haut rau machte. Sie liebte die Arbeit. Sie liebte alle Arbeit. Die Arbeit band sie fest. Sie fühlte, sie mußte festgebunden werden.
(Fortsetzung folgt.)

Matthilde Bucher

Zürich empfängt den Kongress

(Fortsetzung von Seite 1).

burg zuziel, welche als langjährige Leiterin der sozialen Frauenschule Zürich viel gründliche Ausbildung und fürsorgerische Schulung fruchtbar gemacht hat. Zürich hat auch die erste Frauengazette unter vorbildlicher Leitung von Frau Maria Fierz, die wirklich ein Zentrum allen guten Willens geworden ist, und die in einer Zusammenarbeit mit den Behörden mit ihrer Arbeit immer da einsteht, wo andere entzogen die Notwendigkeiten noch nicht erkennen, oder die Möglichkeit das Nützliche zu organisieren nicht haben. Auch die Schweizerische Organisation des Zivilen Ungehorsams ging von Zürich aus.

Das feinerste die kluge und weitschauende Frau Clara Föhrer mit den "Frauenbestrebungen" die erste politische Frauengazette gründete und redigierte, sei nur angeführt, wie dieser tour d'horizon durch Zürichs bedeutende Frauen und ihre Werke auch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Schreiberin weist in den Ferien im Bernbiet, (fern von ihrem "Material"), von welchem sie erst jetzt immer wieder erfährt, wie verschieden der Pulsschlag der Limmatstadt und der Bundesstadt ist und wie wertvoll gerade die Verschiedenheit in der Mentalität unserer westlichen und östlichen, nördlichen und südlichen Landesgegenden wirkt für die gegenseitige Befruchtung mit Ideen und deren Ausführung.

Deutsch und deutsch, Stadt und Land, fortgeschritten und konservativ — immer wieder haben die Frauen unseres Landes, ja die Frauen der ganzen Erde sich gefunden, wenn es galt Gutes zu schaffen für eine Menschheit, die durch den Wahn der Gewalt und freierlicher Auseinandersetzung an den Rand des Abgrundes gebracht worden ist. Wie 1921 stehen wir auch heute vor den Trümmern, die ein grauenvoller Krieg hinterlassen hat. Aber wie damals wollen wir die Kräfte der Erde lebendig machen in uns, um uns, damit es schließlich werde im ganzen Volk, in der ganzen Menschheit. Die Frauen sind die Mütter, sie erhalten die Menschheit, nicht nur am leiblichen Leben, sondern auch am geistigen, seelischen durch die Kräfte ihrer Hingabe, ihrer Liebesfähigkeit, ihrer Aufopferung: Kräfte, die nirgends schöner und wertvoller sich entfalten können, als da wo Recht und Gerechtigkeit ein Volk ziert und dem guten Willen das größte Maß der Entfaltung zugeführt ist. Diese Gedanken waren leitend für die Vorbereitung „unseres“ Kongresses — möge ein jedes sie mitnehmen in seinen Pflichtkreis, als Quelle der Kraft und des Mutes für Zeiten, da die Last zu schwer scheint, da die Einsamkeit drückt, und der Mut zum Ausbarren schwindet. Vergessen wir nie: Frau sein heißt nie nachgeben, wenn es schwer ist, die Hoffnung nie verlieren, wenn alles verloren scheint, die Liebe nie verlassen, wo die Welt dunkel ist vor Schuld und Sünde. Frau sein zu dürfen in diesem Sinn ist wohl das Größte und Schönste, was es geben kann. Eine Dichterin, ich glaube es war Louise von François, hat einmal gesagt: „Wenn ich noch einmal geboren werden dürfte, so möchte ich es wieder als Frau sein.“ Aber darum, daß das Frauentum so sei, würdig, edel, geachtet, in seinen besten Wirkungen nicht gebremst und unterdrückt, darum gilt es immer wieder zu arbeiten, ja zu kämpfen, zusammenzusetzen, verbunden und gemeinsam über trennende Mauerzäune hinweg in dem schönsten, starken Gefühl: Du und ich, du Zeigende, die Verehrte, du Hausfrau und du Berufsstätige, wir alle find eins in der einen Verantwortung: Wir sind die Mütter unseres Landes.

Und was wäre ein Volk ohne seine Mütter?



Familie trotz aller nicht wegzutrennender haustraumlicher Zugenden eine tiefere oder schwere Belastung zu werden droht, so daß es heißt: die Mutter hat Ferien nötig, — oder es kann auch der Vater sein — der geht im September an den Ferienort.

Aber dann schau er, daß er an einen stillen Ort kommt, daß er einen Unterschied findet in einem Haus, wo er stunden- und tagelang ohne ein Wort sprechen zu müssen, auf einer Laube, einer Terrasse liegen kann, den Blick in die blaue, grüne, weiße Ferne, je nach Lust und Laune, und die Seele, wie weit ab von allem, was zu Hause seinen Alltag ausfüllt, seine Kräfte verbräutet, seine Nerven zappelig macht und ihn immer weiter von sich selbst und den ewigen Qualen zu führen droht.

Seher Ranton hat seine speziellen Eigenarten, im mehr-besseren und mehr-lichteren Sinn. Eine der Hauptaufgaben des Berners ist keine Ruhe. Alles was in anderen Kantonen schon das größte „Glückseligkeit“ (um beneidenswert zu sein) wäre, wird hier in einer Ruhe und Selbstverständlichkeit ab — sogar wenn es wirklich passiert! — daß dadurch eben eine herrliche Ferienstimmung geschaffen wird, die ansehend wirkt, und daß jeder man selber, wie es von jedem Schaller, jedem Telefon, in jedem Restaurant tönt: „Oh nu — eh ja — eh ja abel und man gibt sich zu freuen mit allem, wie es ist.“

Wenn man sich auf die Weise schon schon a-n-genut, das heißt, das mischbarste unruhige Leben etwas abgelegt hat, dann wird man still und still, wie unsere Sinne von den Bergen kommen kann, wie eben in unserem Alltag die Luft und der Geist der Höhe, die Kräfte, die in der Einsamkeit liegen, und die Gedanken die aus göttlichen Quellen schöpfen, allein uns stark machen können, um unser Leben richtig zu leben, das heißt, so zu leben, daß wir über den Dingen stehen. Nicht sie und ihre Bedeutung, nicht

Ein Brief an die Redaktorin, der sie und alle trüben freut

Sehr geehrte Redaktion!

Das Schweizer Frauenblatt ist ebenso in meinen Augen- und Sonntagsgesinnungen enthalten, wie etwa der förmliche Kirchgang oder Familienhefte.

Das Blatt gehörte mit zu einem der wichtigsten Erziehungsfaktoren in meinem Elternhaus und gab uns Töchtern eine Richtung im kulturellen Leben. Und was ein Frauenleben sein könnte und müßte. Ich möchte bei dieser Gelegenheit der Redaktion meinen tiefen Dank aussprechen. Als ich zufällig vor einigen Wochen (nach meiner Rückkehr von einem jahrelangen Aufenthalt im Orient) in einem von der Schweiz kommenden Paket ein „Schweizer Frauenblatt“ entdeckte, habe ich freudentzündet gemeint, wie wenn mit einer langsehnsüchtigen Freundin wieder zu Gesicht gekommen wäre.

Paris, im August 1946.

M. A.

Brief aus der Bundesstadt

Liebe Freundin!

Nachdem ich Dir in meinem letzten Brief die formelle Einteilung der Bundesverfassung (BV) gezeigt habe, will ich heute beginnen, Dir über den ersten Abschnitt, der — wie Du ja weißt — die allgemeinen Bestimmungen enthält, zu berichten.

Die Schweiz ist ein föderalistischer Staat. Die staatliche Macht ist geteilt: Der Bund hat Kompetenzen und die einzelnen Glieder, die Kantone, besitzen ebenfalls solche. Der erste Abschnitt enthält nun unter anderem die Vorschriften über die Kompetenzen von Bund und Kantonen. Es ist Dir klar, daß es zu weit führen würde und praktisch nicht einmal möglich wäre, in einer Bundesverfassung sämtliche staatlichen Kompetenzen aufzuführen. Aus unserer Verfassung ersieht Du daher die Kompetenzen des Bundes, was nicht dem Bundesvorbehalt ist, gehört dann in den Machtbereich der Kantone. Ist die Regelung einer Materie dem Kanton überlassen, so besteht immer noch die Möglichkeit, daß der Bund den Kantonen die zu befolgenden Richtlinien festlegt. Diese Kompetenz des Bundes muß aber auch wieder aus der BV abgeleitet werden können. Du siehst jetzt schon, daß die Aufschreibung der Kompetenzen zwischen Bund und Kantonen nicht so einfach ist, die Kompetenzen überschneiden sich oft. Damit Du die weiteren Ausführungen besser verstehst, muß ich Dich auf die drei staatlichen Funktionen erinnern: Gesetzgebung, Rechtsanwendung und Rechtsprechung (die eigentlich auch Rechtsanwendung ist). Jeder Mensch hat sein Verhalten — und das ist eine Vorstellung sowohl des Rechts wie der Moral — nach gewissen Vorschriften eingerichtet. Es gibt rechtliche Vorschriften und sittliche Vorschriften. Die letzteren wohnen oder sollten dem Menschen innewohnen. Der Gesetzgeber erläßt die rechtlichen Vorschriften; er erläßt die Vorschriften, die das Zusammenleben der Menschen im Staat regeln. Die erlassenen Vorschriften müssen ausgeführt, angewendet werden. Der Staat bedarf daher der Verwirklichung. Besteht Uneinigkeit über die Anwendung eines Rechtssatzes oder macht sich ein Mensch eines strafbaren Verhaltens schuldig, so tritt der Richter, Zivil- oder Strafrichter, in Funktion. — Es gibt nun in unserem Bundesstaat Materien, bei denen der Bund die Gesamtkompetenz hat, das heißt, er hat die Kompetenz für alle drei obgenannten Staatsfunktionen. Als Beispiel fühle ich Dir nur das Zollwesen, das Münzregal und das Banknotenmonopol auf. Weiter gibt es Materien, bei denen dem Bund die Gesetzgebung zusteht, die Ausführung der Gesetze jedoch nur teilweise, zum Teil werden die Gesetze dem Kanton ausgeführt. So ist zum Beispiel die Militärgesetzgebung Sache des Bundes, die Ausführung der Gesetze ist zum Teil Sache des Bundes und zum Teil Sache der Kantone. Aus der Dreiteilung der staatlichen Funktionen und dem Wesen des Bundesstaates ergeben sich noch verschiedene Möglichkeiten

der Kompetenzverteilung zwischen Bund und einzelnen Gliedern. Du kannst Dir die Möglichkeiten selbst ausrechnen, ich will Dich nur auf das Problem aufmerksam machen. Ein solches Problem würde in einem Einheitsstaat natürlich nicht existieren. Ein Bundesstaat ist aber ein zusammengesetzter Staat, in dem auch die einzelnen Glieder, bei uns die Kantone, ihre Rechte haben. In den Rahmen meines Berichtes fällt es aber nur, Dich über einige der wichtigsten Kompetenzen des Bundes zu orientieren.

Gemäß Art. 6 BV, sind die Kantone verpflichtet, für ihre Verfassungen (es gibt neben der BV, natürlich auch Kantonsverfassungen) die Gewährleistung des Bundes nachzulesen. Was heißt das nun? Die BV gilt für das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft, es gibt nun ein Kanton eine Verfassung oder ändert er die schon bestehende Verfassung ab, so muß Gemäß dafür bestehen, daß in dieser Verfassung keine Bestimmungen enthalten sind, die der BV oder überhaupt dem Bundesrecht widersprechen. Bundesrecht geht immer kantonalem Recht vor. Der Bund kontrolliert auch, ob die Ausführung der politischen Rechte nach republikanischen (repräsentativen oder rein demokratischen) Formen geschieht. Ferner ist Voraussetzung für die Gewährung der Bundesverfassung die Zustimmung der Kantone. Das heißt, daß die Kantone zustimmen müssen, daß die Bundesverfassung gültig ist. Das heißt, daß die Kantone zustimmen müssen, daß die Bundesverfassung gültig ist. Das heißt, daß die Kantone zustimmen müssen, daß die Bundesverfassung gültig ist.

Die Gesamtschlichtung besteht nicht nur darin, daß die Kantonsverfassungen dem Bundesgesetzgehorchen müssen, sondern der Bund hat auch zu kontrollieren, ob der Kanton nicht über Materien legisliert (Gesetze erläßt), deren Regelung in den Bereich des Bundes gehört. — Da den Kantonen, wie ich oben ausgeführt habe, manchmal die Vollziehung der Bundesgesetze übertragen ist, muß der Bund natürlich auch eine Verwaltungsaufsicht über die Kantone haben, er muß sich versichern können, daß die Bundesgesetze richtig vollzogen werden. Der Bund instruiert zum Beispiel die Kantone durch Kreisverordnungen, wie seine Gesetze zu vollziehen sind. — Da Privatrecht und Strafrecht, die eigentlichen Rechte sind, zum großen Teil vom kantonalen Richter ausgeübt werden, hat der Bund auch hier eine Aufsichtspflicht. Dieses ist dem Bundesgesetzgeber in gewissen Grenzen übertragen, das Bundesgericht führt also die Justizaufsicht des Bundes. Da wir gerade vom Bundesgericht sprechen, will ich Dich auf Art. 4 der BV aufmerksam machen, dessen erster Satz lautet: Alle Schweizer sind vor dem Gesetz gleich. Unzulässige Bürger sind wegen Verletzung oder angeblicher Verletzung dieser Verfassungsvorschriften an das Bundesgericht gelangt. Ich werde Dir darüber in meinem nächsten Briefe ausführlicher berichten, denn ich glaube, für heute „langst“, habe ich nicht recht? Ist Dir etwas nicht klar, so wäre ich Dir dankbar, wenn Du mir eine Frage stellen würdest. Auf Du es nicht, so stelle ich mir vor, es herrsche in Deinem Köpfchen vollständige Klarheit. Deine Carla.

Ausländischer Besuch in Serjogenbuchsee

Wer war die bunte, zahlreiche Reisegesellschaft, die Donnerstag, den 29. August unserem Dorf einen Besuch abstattete? Es waren ausländische Gäste. Von Rom bis hinauf an die Nord- und Ostsee waren fast alle europäischen Staaten vertreten, am stärksten Frankreich, 84 Teilnehmerinnen der „Internationalen Arbeitskonferenz für Hauswirtschaftslehre“, die vom 25. bis 29. August in Freiburg tagten, waren bei uns, in Begleitung von 4 Herren, waren gekommen, um das „Gemeinschafts Haus“ und seine Hauswirtschaftsschule zu besichtigen.

Sie und da erlebt das altbewährte Haus an der Kirchstraße einen Ehrentag und Freudentag. Frau Clara Föhrer hieß als Präsidentin des Vorstandes die fremden Gäste in französischer Sprache

willkommen und orientierte sie — an Hand von vorbereiteten Bildern, die Seltene Röhre von Wangen a. A. für die „Säulen“ gemalt hatte — über die Grundzüge, sowie über Werden und Wachsen des vom Frauenverein Serjogenbuchsee gegründeten und geleiteten Hauses. Ein Rundgang durch das Haus und die beiden Nebengebäude schloß sich diesen einleitenden Worten an. Alles war trefflich organisiert und vorbereitet worden: Unter kundiger Führung, in 6 Gruppen, eine englische, eine deutsche, 3 französische und eine italienische eingeteilt, blühten die Gäste in die freundlichen, helligleuchten Schlüsselschlüssel und Einzelzimmer, von denen jedes seine eigene, persönliche Note trug. In allem blieb der familiäre Charakter des Hauses bewahrt.

Der edle, hochherzige Geist der Gründerin, Frau Amelie Moser-Moser, der langjährigen Präsidentin des Frauenvereins, hat sich diesem ersten Lebenswert, dem ihre ganze Liebe und Aufopferung galt, gleichsam eingeprägt, und es ist, wie eine der Besucherinnen bemerkt, als ob selbst die Mauern davon erzählen würden.

Man blühte in Vorhalle und Konferenzzimmer, man sah die Schülerinnen bei der Arbeit. Auch der Jugendherberge und dem grün umantelten „Schiff“ wurde ein Besuch abgestattet. Während verteilt man sich im großen Saal an festlich gedeckten Tischen. Das freundliche und eifrige Schaffen der Kochschülerinnen fand dabei reichliche Anerkennung. Unzählige Fragen wurden gestellt und beantwortet. Das Gebirge und die Landschaften umgeben. Als erster ergiff Herr Regierungsrat Wiler von Freiburg das Wort. Er sprach seine Hochachtung und Bewunderung aus für das gemeinnützige Schaffen der Frauen von Serjogenbuchsee, daß in der Zeit ihres Vorkriegs genaugenommen und seinem christlichen Grundsatze der Hilfsbereitschaft, des Dienstwillens treu geblieben ist. In einer Zeit, wo Haß und Eignung zu große Verwerfungen anrichtete, liegt in der Hand der Frau eine besonders große Aufgabe. Zum Schluß betonte der Redner, daß man hinter jeden bedeutenden Wert „le grand coeur de la femme“ suchen müsse. — Auch Frau Studer, Vertreterin des Bundesamtes, und die Präsidentinnen des hauswirtschaftlichen Bildungswesens im Staat Dänemark bedankten sich für den guten Empfang.

Ein feinstocheres Lied der Hauswirtschaftslehreinnen ließ alle aufhorchen. Die Zeit brängte, da die Gäste mit dem 6 Uhr Zug ihre Studienreise nach Zürich weiter legen wollten. Zum Aufbruch mahndend, folgte die Vertreterin der Universität Freiburg ihre Eindrücke zusammen in die Worte: „Es war ein reiches Erleben.“

Der Besuch der ausländischen Gäste war ein reiches Erleben auch für uns: Neue wertvolle Beziehungen sind geknüpft worden zwischen unserem ländlichen Dorf im Bernerland und den Frauen aus aller Welt. Wir Schweizerinnen betamen etwas zu spüren von der lebendigen Stille, welche den hart geprüften Mitbürgern ausstrahlt. Sie kamen zu uns, um von uns zu lernen, mit aber lernen von ihnen, die ermutigt und erheitert bereit sind, sich für den Weltfrieden einzusetzen.

Es geht ein großes Erleben durch die Frauen aller Länder. Ehe unter Gäste aufbrachen, wies Frau Amelie Moser auf einen Auspruch von Maria Waler, der Ehrenbürgerin unseres Dorfes, hin, die klaren Geistes unsere Aufgabe als Schweizerin erfüllt hat:

„Der Ruf, der heute an uns ergeht, aus der tiefen Verpflichtung unseres Schweigertums, der allein uns unsere Bestimmung als Schweizer, als Europäer, als Menschen, zuführt, er heißt nicht: Fortwärts zur Maschine, nicht: Zurück zur Herde, oder: Hinab zum Acker, er lautet: Empor zum lebendigen, brüderlichen, zum verantwortungsbewußten, empor zum göttlichen, zum menschenwürdigen.“ Seltene Mende

Hotel Augustinerhof

St. Peterstrasse 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus

Behagliche Räume

Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkshilfen

Einmalen Entset am Tauffein des kleinen „Christi“ in die Gemeinschaft unserer reformierten Kirche haben wir auszuwählen dürfen, und ich fühle, wie sehr wir alle dankbar sind, nicht nur mit der ganzen, schönen Landschaft am Thunersee, sondern auch mit der gesamten unpopulären kleinen Kirche in Eningen. Und ich denke mit Befriedigung, daß der Geist einiger Dorfbewohner, der unter einer kleinen Kirche das Recht haben, namentlich in dieser gotischen Kirche, die wir zu dürfen, statt in der Umarmung eines jener schlichten Wallfahrtschiffe, die ja so oft nur das Ziel eines Sonntagspaziergangs — manque de mieux — sind und wobei mit Schagen noch einmal alle guten und schlechten Eigenschaften und Taten — besonders aber die schlechten — des armen Dorfbewohners durchgeschüttelt werden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Dorfbewohner in dieser Beziehung besser — oder jenseits von Gut und Böse sei — Aber in ihm ist noch mehr Ehrgefühl vor Leben und Tod, noch mehr Beugung und Unterordnung unter Gottes ewigen Ratsschlüssel, mehr Verbundenheit mit den unsichtbaren Kräften der Natur und der Seele, weil sein Leben, seine Arbeit noch nicht so stark von Technik und Industrie bedingt sind, wie die des Städters.

Wenn deshalb das Glid jährlicher Ferien zufällt, der gebe weißt dem Strom der Fremden und der landschaftlichen Kurorte: der gebe an den Thunersee — aber an einen anderen! Aber er laße ein stilles Haus, eine ruhige Unterkunft, wo er nur das zu tun braucht, was ihm paßt, essen was und wann es ihm freut, nicht essen, wenn er keine Lust hat, liegen, lesen, träumen, vollständiger Erholung sein, in dem Sinn, daß solche Tage und Wochen lang da sind, um neue Kräfte zu schöpfen, für ein langes, hartes Arbeitsjahr, für einen neuen, noch hingebenden, noch aufopfernden Dienst für andere. El. Selt.

Wir machen „Du“ jst

Soll man mit dem „Du“ jst machen? Wirklich vor-
sichtig sein? Oder darf man das Herz sprechen las-
sen, wenn die Beziehung zwischen Freunden so
schön und wertvoll geworden ist, daß man sie am
liebsten durch das „Du“ noch vertiefen möchte?

Und warum eigentlich Vorsicht? Was kann einem
denn durch dieses Wörtchen schon Schlimmes pas-
sieren? Aber — es gibt Leute, die sich dazu hüten,
nach der Mahnung des alten Sprichwortes:
„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit“.

„Nein, mit dem „Du“ macht ich nicht so schnell,
da muß ich jemanden schon sehr genau und lange
genug kennen, bis ich mich dazu entschließen kann.“
Sie münzeln etwas von schlechten Erfahrungen
und von der Unvorsichtigkeit, sich allzuvertraut mit
Menschen einzulassen, die man zu wenig kennt,
oder die einem nicht so viel bedeuten, daß sie einer
vertraulichen Freundschaft wert wären.

Wenn ich zwei Liebende zum ersten Mal „Du“
sagen, bedeutet dieses Wörtchen eine Seligkeit, —
gewissermaßen eine Offenbarung und ein „Schlüs-
selreimchen“ im bildlichen Sinne zu dem Allerheilig-
sten; den intimsten Bezirken der Seele! Die förmli-
chen Schranken sind gefallen, und man betrachtet
sich gegenseitig als „Freunde!“ Daß man Freunden
gegenüber gerne offener ist, als Bekannten gegen-
über, versteht sich von selbst, und mit dem „Du“
hat ja schließlich ein Vertrauensverhältnis begon-
nen, das gepflegt wird, weil man gegenseitig et-
was voneinander erwartet: Freundschaft oder gar
Liebe! Daß Freundschaft falsch verstanden oder miß-
braucht werden kann, lehren manchmal bittere Er-
fahrungen, und so schließen sich dann eben Miß-
trauen und Vorsicht ein, die vor ähnlichen Ent-
scheidungen warnen.

Selbstverständlich tragen solche Erfahrungen nicht
dazu bei, die Lust und Freude am „Du“ jst machen
zu vergrößern. Im Gegenteil! Man bekommt es
mit der Angst, sich damit am Ende etwas zu „ver-
geben“, wird zurückhaltend und gibt sich nur stü-
ckweise und in abgemessenen Dosen! Dabei geht wenig
verloren, gewiß, — aber man gewinnt auch nichts,
und manche Freundschaft wird durch solche über-
triebene Zurückhaltung eben zur ewigen und be-
deutungslosen Bekanntschaft, oder — was etwas
paradox anmutet, zu einer wirklichen Freundschaft
ohne daß man es merkt, obwohl das „Du“ gar
nicht angewendet wird. Freundschaften, wahre und
wertvolle, hängen schließlich an feiner gesellschaft-
lichen Form, und eigentlich gewinnt das „Du“
doch „nur“ gerade die Bedeutung, die man ihm
selbst beimißt. Es liegt ganz im Ermessen des Ein-
zelnen, aus dieser Forderung der äußeren Form
das Entzogene zu lassen, was einem Herzensbedürf-
nis ist. Und schließlich steht es einem auch nach dem
„Du“ jst machen“ völlig frei, aus dem Freund-
schaftskreis zurückzutreten, wenn man sich ge-
täuscht haben sollte. Warum muß das „Du“ eine
Gefessel bedeuten? Doch höchstens für den, der nicht
weiß, daß schließlich alle und jede Freundschaft in
der Freiheit wächst! Ob mit oder ohne „Du“!
Es gibt Menschen, die ohne das „Du“ eine wund-
erbare Freundschaft zu pflegen imstande sind, und

andere, die trotz dem vertraulichen Wörtchen etwas
pflegen, das sie wohl Freundschaft oder Liebe nen-
nen, das aber in Wirklichkeit eine gänzlich wert-
lose, sogar gedanken- und liebevolle Beziehung gewor-
den ist!

Die gesellschaftliche Form schreibt vor, daß der
Jüngere dem Jüngeren das „Du“ anzufragen hat,
oder die Dame dem Herrn. Also geht es hier nicht
nach Gefühlen, sondern um eine Höflichkeitseigenschaft,
die berechnungswise der Dame und dem Alter den
Vortritt läßt. So ist das „Du“ jst machen“ oft eine
recht gekünstelte Angelegenheit, die in dieser
Form nicht jedem ohne weiteres gelegen ist. Wie
schön gibt sich dagegen das „Du“ der Liebenden,
das aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht,
und das wohl- und formlos von jedem zuerst aus-
gesprochen werden darf. Aber auch hier gilt eben
nicht das Wort als solches, sondern die wahre und
tiefe Reue, die es auslöst! Sie allein weckt und
hält Freundschaften, die wohl durch das „Du“ ein-
geleitet oder äußerlich gestempelt werden können,
in ihrem Bestehen und Vergehen aber nicht dar-
an gebunden sind. Es ist daher besser, diesem Wör-
chen an sich keinen bindenden Wert beizumessen,
nicht als Gebende und nicht als Nehmende. Es
verpflichtet zu nichts und bedeutet an sich nichts,
benn Worte sind „Schall und Rauch“. Warum
sollte man es also nicht gewähren wenn darum
gebeten wird? Und warum sollte man es nicht an-
bieten, wenn einem ein Mensch sympatisch ist?

A. Sp.

Aus dem Eherecht

Der Vernachlässigung familienrechtlicher Unterhalts-
oder Unterhaltspflichten durch den geschiedenen
Ehegatten als strafrechtlicher Tatbestand

Nach Art. 217 Abs. 1 des Schweizerischen Straf-
gesetzbuches, kann mit Gefängnis bestraft werden, wer
aus bösem Willen, aus Arbeitsfaulheit oder aus Wieder-
ständigkeit die familienrechtlichen Pflichten gegenüber
seinen Angehörigen nicht erfüllt. In Absatz 2 des
gleichen Artikels wird ferner ausdrücklich festgelegt,
daß diese Strafandrohung unter den gleichen Voraus-
setzungen wie unter Absatz 1 auch für denjenigen
gilt, der die vermögensrechtlichen Pflichten gegen-
über seinem außerehelichen Kinde und dessen Mutter
vernachlässigt.

In der Folge stellte sich nun die Frage, ob der
geschiedene Ehegatte auch zu den Angehörigen im Sinne
des Art. 217 Abs. 1 zu zählen sei. Art. 110 § 2 des
Strafgesetzbuches umschreibt den Begriff der Ange-
hörigen wie folgt: „Angehörige einer Person sind ihre
Ehegatten, ihre Verwandten gerader Linie, ihre voll-
bürtigen und halbbürtigen Geschwister, ihre Adoptiv-
eltern und Adoptivkinder“. Unter diese Definition
fällt der geschiedene Ehegatte dem Wortlaut nach
nicht und das zürcherische Obergericht folgte dar-
aus, daß der Nichtbezug von Alimenter an den
geschiedenen Ehegatten keine strafrechtlichen Folgen
aufkommen könne. Es begründete diesen Standpunkt
mit dem historischen Werdegang von Artikel 217
Abs. 1, der keine andere Deutung des Begriffs „An-
gehörige“ zulasse, als die in Art. 110 gegebene. Es
berief sich ferner auch darauf, daß Art. 217 in der
Kategorie der Verbrechen und Vergehen gegen die
Familie figuriere, zwischen den geschiedenen Ehe-

gatten aber keine schlagenswerten familienrechtlichen
Bande mehr bestünden, weil diese durch die Scheidung
rechtslos und liquidiert seien. Aus diesem Grunde
müsse die Forderung der geschiedenen Ehefrau gleich-
behandelt werden wie diejenige eines gewöhnlichen
Gläubigers.

Das Bundesgericht ging mit dieser Argumentation
des zürcherischen Obergerichtes nicht einig. Es deutete
nicht nur den historischen Werdegang von Art.
217 Abs. 1 anders, sondern berief sich auch auf die
italienische Fassung des Artikels, der nicht von Ange-
hörigen, sondern ganz allgemein von der Vernachlässi-
gung familienrechtlicher Unterhaltungspflichten
spricht und denjenigen als strafbar bezeichnet, der
„per malvolere, ossia o dissolutezza non presta
gli alimenti o sussidia che gli sono imposti dal di-
ritto di famiglia“.

Im Gegensatz zum Standpunkt des zürcherischen
Obergerichtes, betrachtet das Bundesgericht auch die
familienrechtlichen Beziehungen der geschiedenen Ehe-
gatten nicht als durch die Scheidung rechtslos gelöst,
sondern bezieht gerade die Unterhaltspflichten des einen
Ehegatten an den andern als Nachwirkungen des ehe-
lichen Verhältnisses, die als solche ebenfalls dem straf-
rechtlichen Familienrecht unterstehen müßten. Was
zur Folge habe, daß Art. 217 Abs. 1 auch bei Nicht-
bezahlung von Alimenter an den geschiedenen Ehe-
gatten anwendbar sei.

Diesem Ergebnis des Bundesgerichtes kommt des-
halb größte Bedeutung zu, weil sehr oft der geschie-
dene Ehegatte die ihm vom Richter auferlegten Unter-
haltspflichten gegenüber dem andern Ehegatten ver-
nachlässigt, sei es, daß er sich einer Verweigerung durch
häufigen Wohnortwechsel entzieht, sei es, daß er we-
nig oder überhaupt nichts arbeitet, um sich auf diese
Weise um die Zahlungen zu drücken. Solch bössläus-
tigen Schuldnern gegenüber hilft einzig der Schutz,
wie ihn Art. 217 des Strafgesetzbuches bietet.

Dr. A. W.



Schweizerisches Jugendchriftenwerk (SJW)

Das SJW, das wiederum 4 Neuererscheinungen zu
präsentieren, die sich würdig an die Reihe der bereits
herausgegebenen stelle schließen. Alle Heft sind mit
guten, zum Teil sehr reizvollen Bildern und farben-
reichen Umschlägen ausgestattet.

Art. 225 „Bierflüger Lebensreiter“, Reihe: Für die Kleinen, von 9 Jahren an.
Das Heft enthält 5 reizende Tiergeschichten, die un-
teren Kleinen sicher viel Freude bereiten werden. Möge
die Tierliebe in den Herzen der Kinder gepflanzt, zur
Menschlichkeit aufblühen.

Art. 226 P. Kitten „Fabeln“, Reihe: Litera-
risches, von 12 Jahren an.
Fabeln sind Spiegelungen menschlicher Thorheiten und
menschlicher Art im vielgestaltigen Reich der Tiere und
Pflanzen und Dinge. Dieser Strauß trefflicher Fabeln
entzückt durch feine tiefen Gehalt, sowie durch seine
liebenswert knappe Form.

Art. 227 „Der edle Wilde“, Reihe: Literarisches,
von 12 Jahren an.
Vor allem die Buben werden sich für diese packende In-

planerzählung begeistern. Ein alter Trapper berichtet
von seinen Erlebnissen mit Indianern und bezieht seine
Zuhörer, daß Wilde oft bessere Menschen sind, als die
Weissen.

Art. 228 E. Eberhard „Im Seimat und
Hj“, Reihe: Geschichtliche, von 12 Jahren an.

Diese Erzählung aus der Zeit des Unterganges der
alten Eidenossenschaft berichtet vom wechselvollen
Schicksal eines Bergingebens.

Schriftenverzeichnis erhalten Sie kostenlos bei der
Geldstelle des SJW, Seefeldstraße 8, Zürich 8.

Das SJW-Heft kostet 40 Rp. und ist an Kassen,
guten Buchhandlungen, bei den Schulvertriebsstellen,
oder bei der Geldstelle des SJW, erhältlich.

Kornleiten im Malvagliatal

Leopoldo aus Piero Bianconi: Kreuz
und Kornleiten im Tessin. Drei grüne Berge mit drei
goldenen Ähren in silbernem Feld unter der geschmei-
delten Weibung eines farbenstrahlenden Regenbogens,
auf dem zwei Engel sitzen: so, als herabstürzendes Bild,
hat sich mir die Erinnerung an einen glücklichen Tag
eingedrängt.

Es war ein Tag, der, klingend von dem feinen Rau-
schen reifer Ähren, halb Sonne, halb Regen, ver-
sprach, denn damals trat die Sonne eben aus dem
Sterndal der Jungfrau in das der Waage über, war
er für die Sonne, so vermied er jedes Übermaß;
neigte er zum Regen, so genügte ihm ein paar Trop-
fen, damit die Ähren für einen Augenblick leuchtig glän-
zen sollten und das düstere Gras schmieglamer werde.
Und logisch nach jedem Regenschauer spannten sich
zärtlich leuchtende Regenbogen am Himmel, der blend-
end glänzte, als triebe die Sonne kurzweilig mit leicht
verschleierte Spiegel. So ging der Tag dahin zwi-
schen Sonneneinstrahlung und Regenbröckchen, unend-
lich lieb, so lieb, daß es einem war, man sehe blasse
Engelsgestalten, die angeliegt an die sich wäbende
Farbenfatale und haunend auch sie, neugierig dieses
so heitere, erhebbende Schauspiel betrachteten. Dieses
überirdische Licht, dieses große schattenlose Licht, wel-
ches das stille Tal da und dort mit Gold überflut-
mete, konnte wirklich nur von ihnen kommen!

Sehr lebendig spürte man eine göttliche Gegenwart
um diese schlichten, geklüftigen, flüsternden Bäume, die
sich inmitten der hohen, leicht verschleierten Berge wie
Reihe fleißiger Ameisen bewegten, eine wohlwollende
Gegenwart, zu deren Lob die Morphologie viele lieb-
liche, dem Menschen freundlich gekümmte Fabelmeln
erleuchten hat. Wir aber dachten nicht an Morphologie,
allerhöchstens an Vergil, weil der Sommer so reich,
so gelegentlich war, weil sich das Geborgenheit dieses fast
utopischen Lebens und Mühen — zu allen Zeiten das
selbe — umfing, und man stellte sich gerne vor, wie
diese unbeschäftigten Engel den Menschen gnädig hind,
die da den Roggen mähten, ihn auf die tiefsten feilen
Kornhölzer hoben, die gleich schwarzen Reitern zum
Himmel aufstiegen. Und auch diese bunten Silhouet-
ten prägten sich, reichend, unwirklich, dem silber-
nen Grunde auf.

Radiofendungen für die Frauen

sr. In der Sendung für die Mutter wird Montag,
den 23. September um 13.30 Uhr das Thema „Be-
rufswahl — jetzt aktuell!“ behandelt. Nachrichten für
die Frau finden Dienstag, den 24. September um 19.50
Uhr zu vernehmen und Freitag, den 27. September
um 13.30 Uhr ist die Sendung für die Frauen der Be-
trachtung „Von der Arbeit der Hausbeamtin“ gewid-
met. Sprecherinnen sind Gertrud Niggli und Pääli
Bettler.

Redaktion

Frau El. Studer v. Gommens, St. Georgenstr. 68,
Winterthur. Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin
Dr. med. h. c. Elise Jüdin-Spiller, Rüschberg (Zürich)



Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo“

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!



SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE



J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88



SCHWEIZER KUNSTGEWERBE UND HELMARBEIT

Zürich 1 / St. Peterstr. 11 / Bahnhofstr. 31 / Orell Füsslihof / Telephon 23 30 89

KONGRESSBESUCHERINNEN

beachten Sie in unseren Auslagen auch das handwerkliche Schaffen der Schweizer Frau

Weberelen
Keramik
Drechslerel
Stickerelen

Am 21. September 19 1/2 Uhr im Kongresshaus: Vorführung unserer Kinderkleider



Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipselstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Mäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schnellste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Institut MINERVA

Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs



„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72



BAIN DE MOUSSE

Maruba-Schaumbäder sind für jede
gepflegte Dame unentbehrlich!
Maruba reinigt, erfrischt und verjüngt die
Haut. Es regt die Blutzirkulation an; mit Zusatz von
Fichtennadelöl ist es nervenstärkend.
Die Kosten sind gering (20-30 Rp. für ein Vollbad).
Verlangen Sie die vorertheilte 1/2 und 1/4 Vorste-
flaschen à Fr. 20.50 und Fr. 11.75, ausreichend für
120 bzw. 60 Vollbäder oder die beliebigen Flaschen
à Fr. 5.25, Fr. 2.80 u. Fr. .60, erhältlich in Apotheken,
Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur.

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien
und beim guten Coiffeur